

Adolf Neyses, Die Baugeschichte der ehemaligen Reichsabtei St. Maximin bei Trier. Kataloge und Schriften des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Trier VI (Selbstverlag des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums, Trier 2001). Textband, 291 S., zahlr. Abb. u. Pläne; Tafelband, 42 Taf. und 4 Beilagen. ISBN 3-9805773-7-6. Gebunden, € 100,00.

An den Gräbern der Trierer Bischöfe Agritius (ca. 312-329) und Maximinus (ca. 329-346) auf dem nördlich vor der Stadtmauer Triers liegenden Gräberfeld entstand bald nach deren Tod eine Coemeterialbasilika, in der später auch weitere Bischöfe beigesetzt wurden. Aus der zunächst von einer Klerikergemeinschaft versorgten Grabkirche entwickelte sich das bedeutende Benediktinerkloster St. Maximin, das zeitweise Reichsabtei war und eines der vermögendsten und einflussreichsten Klöster im alten Erzstift Trier darstellt. Im heutigen Stadtbild Triers hat das ehemalige Kloster St. Maximin auf den ersten Blick keine besonders auffälligen Spuren hinterlassen. Bekannt ist am ehesten die Außenansicht der großen Klosterkirche des ausgehenden 17. Jahrhunderts und die Ende der 1950er Jahre angelegte Straße „In der Reichsabtei“, deren Name durchaus wörtlich zu verstehen ist, weil sie das Klosterareal durchschneidet und sogar die Außenkrypta sowie Teile des Kreuzgangs überbaut. Bei genauerer Betrachtung konnte jedoch jeder um die Bedeutung der in diesem Areal verborgenen Funde wissen, der einmal die Gelegenheit zu einer Führung durch die Ausgrabungen in St. Maximin wahrgenommen hatte. Nun werden die Ergebnisse jahrzehntelanger Grabungen und Forschungen über die Baugeschichte von St. Maximin endlich schriftlich in einem auch durch seine gute Ausstattung beeindruckenden zweibändigen Buch dokumentiert.

Schon die Mönche von St. Maximin waren sich der spätantiken Ursprünge ihrer Abtei bewußt, und sie waren oft bestrebt, die Anfänge ihres Klosters bis in die Zeit Konstantins zurückzuführen. Systematische Grabungen im Klosterareal sind aber erst im 20. Jahrhundert durchgeführt worden, auch wenn das vorliegende Buch die relativ exakte Zeichnung einer Ausgrabungsstätte von 1656 zeigt, angefertigt von dem Maximiner Konventualen Claudius Anthoni (1621-1685). Friedrich Kutzbach, Baurat und städtischer Konservator, hat 1915-1919 die ersten systematischen Grabungen durchgeführt und 1936 fortgesetzt, ohne diese Arbeiten zu Ende führen oder gar wissenschaftlich auswerten zu können. Von August 1958 bis Februar 1959 fand vor dem Bau der Straße „In der Reichsabtei“ eine Notgrabung des Rheinischen Landesmuseums Trier statt. Grabungsleiter war schon damals Adolf Neyses, dem erneut 1978 die Durchführung der bis 1990 andauernden Grabungen in St. Maximin übertragen wurde. Der erfahrene Grabungsleiter und beste Kenner der Befunde in St. Maximin faßte nach seiner Pensionierung in langjähriger mühevoller Arbeit seine Beobachtungen in dieser ersten umfassenden Baugeschichte des Klosters St. Maximin zusammen. Er dokumentiert dabei nicht nur die Ergebnisse der von ihm selbst geleiteten Grabungen, sondern wertet auch die älteren Grabungen Kutzbachs aus.

Die Baugeschichte wird in einem Text- und einem Tafelband präsentiert. Dabei ist auch der Textband mit vielen Abbildungen (Fotos, Pläne, Rekonstruktionszeichnungen) versehen; der Tafelband erlaubt mit seinen großformatigen und farbigen Plänen, Fotos und Zeichnungen einen hervorragenden Überblick über die Befunde der Ausgrabungen und Phasen der Bauentwicklung. Gegliedert ist die Untersuchung sehr klar nach römischen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Bauphasen; allerdings ist beim Lesen Konzentration in chronologischer Hinsicht gefragt, weil oft jüngere Orientierungspunkte wie die neuzeitliche Sakristei oder mittelalterliche Außenkrypta zur Lokalisierung spätantiker Befunde angeführt werden.

Das Areal des Klosters St. Maximin innerhalb des nördlichen römischen Gräberfeldes wurde seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. bis in die frühmittelalterliche Zeit mit Gräbern belegt. In der römischen Bauphase lassen sich hier Gräber, Grabdenkmäler und kleinere Bauten nachweisen, darunter ein im Grundriß etwa 16 x 22 m großer, großzügig ausgestatteter und bemalter Saalbau, der später in den Baukomplex des Klosters einbezogen wurde. Die eigentliche Coemeterialbasilika am Grab des hl. Maximin erreicht in ihrer letzten römischen Ausbauphase gegen Ende des 4. Jahrhunderts mit rund 100 m Länge und über 30 m Breite eine sehr beeindruckende Größe, wie uns in Rekonstruktionszeichnungen vor Augen geführt wird.

Für die karolingische Zeit werden bauliche Veränderungen aufgezeigt, die mit dem liturgischen Wechsel vom gallikanischen zum römischen Ritus zusammenhängen. 882 zerstörten Normannen das vor den Stadtmauern gelegene Kloster. Danach erfolgt eine Umgestaltung der Mittelgruft mit einem Westaltar und den spätkarolingischen Fresken. Der historischen Blütezeit des Klosters 934-1139 als Reichsabtei

mit großem Konvent, hoher Wirtschaftskraft und reformerischer Ausstrahlung auf andere Klöster entspricht in baulicher Hinsicht die „bewundernswerte, früheste ottonische Großkirche zwischen Maas und Elbe“, die in Text und Bild ausführlich rekonstruiert wird. Im 13. Jahrhundert gotisch umgestaltet, wird St. Maximin 1522 nach der Belagerung durch Franz von Sickingen von der Trierer Bevölkerung zerstört. Die ungeschützte Lage im Schußfeld außerhalb der Stadtbefestigungen und die ungeliebte Konkurrenz des wirtschaftlich florierenden Vorortes zur Stadtgemeinde Trier erweisen sich mehrmals als verhängnisvoll. Der neuzeitliche, aus mehreren Stadtansichten bekannte Wiederaufbau von Kirche und Kloster, 1621 eingeweiht, wird 1674 im Zuge der Reunionskriege gesprengt.

Innerhalb von kürzester Zeit läßt Abt Alexander Henn 1680-1684 das Kloster St. Maximin durch den aus Wittlich stammenden Baumeister Franz Dionysius Kuckeisen wieder aufbauen. Es entsteht der heutige Kirchenbau, der in preußischer Zeit durch Einziehung von Geschoßdecken zur Kaserne umgebaut wird. Nach 1945 werden in diesen „Kasernen“ mehrere Trierer Gymnasien vorübergehend untergebracht. Danach fehlt lange Jahre eine sinnvolle Nutzung der Räume, bis 1975 mit Sanierungsarbeiten und danach mit den jüngsten Ausgrabungen begonnen wird. Seit 1995 dient die restaurierte ehemalige Kirche schulischen Zwecken und als Raum für kulturelle Veranstaltungen.

Es ist ein großes Verdienst von Alfred Neyses, der als Diplom-Ingenieur über 40 Jahre lang Grabungen für das Landesmuseum durchgeführt und davon die längste Zeit auf St. Maximin verwandt hat, daß wir die eindrucksvolle Baugeschichte der ehemaligen Reichsabtei in so ausgezeichnete Weise nachlesen können. Darüber hinaus sei als weiteren Mitwirkenden auch dem Landesmuseum als für die Ausgrabungen zuständige Institution und dem Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum als Herausgeber des Buches ausdrücklich der Dank für ihren Einsatz ausgesprochen, auch wenn die archäologische Untersuchung der Einzelfunde aus St. Maximin noch nicht abgeschlossen ist.

Thomas Gießmann, Rheine

Éva Garam, *Funde byzantinischer Herkunft in der Awarenzeit vom Ende des 6. bis zum Ende des 7. Jahrhunderts*. Monumenta Avarorum archaeologica 5 (Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest 2001). 432 S., 139 Taf., 40 Farbtaf., 1 Beilage. ISBN 963-9046-59-0. Kartoniert.

Ziel der zu besprechenden Arbeit ist es, aus dem Fundmaterial des 6.-7. Jahrhunderts den „Fundkreis mediterraner, byzantinischer Herkunft zu überblicken, zu gruppieren und zu untersuchen“ (S. 9). Garam beschränkt sich dabei aber nicht nur auf die „echten, sicher byzantinischen“ Funde in Ungarn, sondern stellt auch lokale Imitationen und Weiterbildungen sowohl der original byzantinischen Stücke als auch der Lokalimitationen vor, die von der Autorin als Funde „byzantinischen Charakters“ bezeichnet werden.

In der Einleitung (S. 9-14) gibt die Autorin einen kurzen Überblick über den Stand der ungarischen Forschung zum Problem der byzantinischen Wurzeln im frühawarischen Fundgut, umreißt kurz ihre Zielsetzung und erklärt den Aufbau des Hauptteils, der eine kommentierte katalogmäßige Erfassung des in Frage kommenden Fundstoffs darstellt.

Garam will die Typen und ihre Varianten bestimmen, ihre Herkunft beleuchten sowie eine chronologische und soziologische Einordnung des Fundstoffs vornehmen. All dies soll zu „einem umfassenden Bild der awarisch-byzantinischen und der awarisch-italo/byzantinischen Beziehungen“ führen (S. 11). Bereits hier wird das große Problem der Arbeit deutlich, nämlich das Fehlen einer verbindlichen Definition für den Begriff „byzantinisch“. Die Autorin geht anscheinend nicht von einem einheitlichen byzantinischen Kunstkreis aus, wenn sie zwischen „byzantinisch“ und „italo-byzantinisch“ unterscheidet, wobei bei dem Begriff „italo-byzantinisch“ unklar bleibt, ob es zu Unterschieden in der Ausprägung der Fundgegenstände kommt oder ob es sich um eine räumlich gemeinte Bezeichnung handelt.

Auf S. 11 nennt Garam als entscheidend für die Bezeichnung eines Fundes als „byzantinisch“ die „byzantinische Herkunft“. Allerdings bleibt unklar, ob damit eine Herkunft bzw. Herstellung in der Stadt Konstantinopel selbst oder möglicherweise im ostmediterranen Bereich, der etwa Griechenland, Kleinasien, den Vorderen Orient und Ägypten als Kernlande des Oströmischen Reiches umfaßt, ge-